

Hautklinik im Wandel – Erzählte Geschichte

Interview mit Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Fritsch, Arzt an der Hautklinik Innsbruck seit 1976, Vorstand der Klinik 1983 – 2008.

Von wann bis wann waren Sie an der Hautklinik Innsbruck beschäftigt?

Peter Fritsch: Beschäftigt bin ich eigentlich bis zum heutigen Zeitpunkt. Hergekommen bin ich im März 1976 und habe es dann hier bis zum Vorstand gebracht. Zuerst supplierend 1981 bis 1983 und dann bis zum Jahr 2008. Seither bin ich als Besucher tätig, vielleicht zu häufig.

Wie war die Personalentwicklung in diesem Zeitraum?

Peter Fritsch: Es hat sich Gott sei Dank nur in eine Richtung verändert, nämlich, dass es mehr geworden sind. Zwar nicht im Eilzugtempo, sondern schon unter Wolff hat das begonnen. Jeder kriegt als Einstandsgeschenk, wenn er berufen wird, eine Stelle oder zwei. Auf diese Weise, oder wenn man besonders penetrant „benzt“ kriegt man auch zwischendurch noch was. [...]

Wie war die Zusammenarbeit unter den Mitarbeitern der verschiedenen Berufsgruppen?

Peter Fritsch: Ich glaube die war immer sehr gut. Natürlich als Chef erfährt man bekanntermaßen vielleicht die Hälfte der Dinge. Aber ich habe nie das Gefühl gehabt, dass die Leute einander nicht mögen, sich gegenseitig an die Gurgel fahren wollen oder ähnliches. Es war immer Frieden. Gelegentlich gibt es natürlich Streitereien, aber das ist in jeder Gemeinschaft so. Soll angeblich auch in Familien so sein.

Was waren die Schwerpunkte einerseits in der Klinik, andererseits in der Forschung?

Peter Fritsch: Das ist leicht gefragt und schwer beantwortet. Also ich glaube, die klinische Arbeit war hier immer an wesentlicher Stelle und der größte Schwerpunkt. Sie war an komplett erster Stelle, bevor wir unter Wolff hergekommen sind und war dann noch immer sehr wichtig, weil ganz einfach sehr viele Patienten hier zu betreuen sind. Seit wir da sind, ist sie vielleicht etwas zurückgedrängt worden aber es war immer sehr wichtig.

Vor uns war Prof. Niebauer an der Klinik, er hat natürlich schon den Grundstein gelegt, zumindest gedanklich für die wissenschaftliche Entwicklung der Klinik. Ich glaube nicht, dass Prof. Niebauer nur an dermatologische Wissenschaft gedacht hat. Er hat ja auch keine Zeit gehabt, weil er hier klinisch sehr beansprucht war. Aber er hat z.B. daran gedacht, dass eine Klinik ja auch nur ein begrenztes Maß an Stellen haben kann und die waren immer mit Ärzten besetzt, diese Stellen. Dann wird für die Forschung selber nicht so viel Raum bleiben können wegen der Routinearbeit. Er hat die Idee gehabt, dass er PhDs an die Klinik gezogen hat. Ich kann mich an zwei erinnern, eine Dame, die hauptsächlich die Histologie aufgebaut hat, und eine andere, die die Mikrobiologie, Mykologie usw. aufgebaut hat. Das waren nicht die Einzigen, es waren da noch ein paar Personen mehr, die kürzere Zeit geblieben sind, aber die das Fundament der theoretischen Arbeiten an der Klinik, bevor wir hergekommen sind, gelegt haben. Schwerpunkte bevor wir gekommen sind, sind mir keine schlagkräftigen in Erinnerung. Prof. Niebauer hat auch mit den Langerhanszellen gearbeitet, das weiß ich noch. Er hat eine Meinung vertreten, die die Schule Wolff nicht geteilt hat. Aber er hat sie vertreten und zwar durchaus mit Gewicht. Er hat sich auch mit den Melanozyten beschäftigt. Das hat auch damit zu tun, dass sein Bruder in der Veterinärmedizinischen Universität eine wichtige Stelle in Wien eingenommen hat, und er war eigentlich derjenige, der Bruder und er hat es dann selber weitergeführt, der bemerkt hat, dass die Schimmel, die Fiakerpferde in Wien, Melanome bekommen und dass sie schwarz geboren werden, im Laufe der Monate dann erbleichen und weiß werden. Also diese heute jedem Dermatologen bekannte Entdeckung geht auf den Bruder von Prof. Niebauer und Prof. Niebauer selber zurück. Das waren

Schwerpunkte: die dendritischen Zellen, Melanozyten, Langerhanszellen. Und dann vor allen Dingen war das Hauptaugenmerk der klinischen Tätigkeit die dermatologische Chirurgie. Da waren sie immer schon sehr gut bis in die heutige Zeit. Das hat hier eine lange Tradition, vielleicht mehr als das in Wien der Fall war oder vielleicht noch ist, das kann ich nicht beurteilen. Die meisten jungen Kollegen haben auch die operative Dermatologie angestrebt und haben sich zum Teil selber, zum Teil durch Anleitung von den älteren Kollegen ausbilden lassen und sind sehr gute Dermatochirurgen geworden. [...] Dann haben wir schon immer eine große Ambulanz gehabt schon unter Prof. Niebauer und wahrscheinlich auch vorher. [...] Die wissenschaftlichen Schwerpunkte habe ich schon versucht zu streifen. Sonst wurde in „Wissenschaft“ hier hauptsächlich Kasuistik betrieben und publiziert, aber nicht nur, das wäre ungerecht, das zu sagen. Es waren ja auch die Möglichkeiten und die Rollenfiguren nicht so sehr vorhanden. Es gab eine Frau Dr. Wohlfahrt, die ist dann nach Salzburg in die Praxis gegangen. Die hat die Histologie geführt und mit der PhD-Kraft, die ich vorher erwähnt habe, zusammen das betrieben. Frau Dr. Wohlfahrt hat [...] die Immunfluoreszenz in die Histologie hineingenommen, logischerweise und sehr löblicherweise auf eigene Initiative. Sie hat dabei eine Entdeckung gemacht, die erst viele Jahre später Allgemeingut der dermatologischen Lehre geworden ist: dass sich bei der Dermatitis herpetiformis überall IgA-Deposits in der Haut und auch sonst wo finden. Das hat sie als Erste beschrieben und publiziert. Das war durchaus eine originale Leistung die sie gemacht hat, ganz alleine. Sie ist eine sehr selbständige Person.

Wie ist die Entwicklung von der Niebauer-Zeit ausgehend? Was hat dann eine Aufwärtsentwicklung erfahren, welche Bereiche sind weniger geworden und was waren die Schwerpunkte?

Peter Fritsch: Es ist alles mehr geworden. Die Wissenschaft war plötzlich eine erstrebenswerte Sache an der Klinik, an der relativ viele teilgenommen haben, nicht alle vielleicht mit vollem Herzen, aber sie war doch existent an der Klinik. Ich habe an den mittwochs morgendlichen Sitzungen geäußert, dass mehr wissenschaftliche Themen vorgetragen werden sollen, die, wie ich hoffe, auch auf Interesse gestoßen sind. Alles das, was ich erwähnt habe, hat zugenommen. Je nach Interessenslage der Kollegen, die gekommen sind und in unsere Gruppe dazu gestoßen sind, haben sich natürlich auch die Arbeitsgebiete geändert. Da möchte ich zu allererst Prof. Schuler nennen, der bei uns als Assistenzarzt angefangen hat. Er hat sehr viel im Ausland, in Deutschland und in den USA, gearbeitet und dort Kooperationspartner gefunden und er hat die ursprüngliche von Prof. Wolff hier an die Klinik gebrachte Idee - oder wenn man ganz ehrlich ist, schon von Prof. Niebauer hergebrachte Idee - der Beschäftigung mit den Langerhanszellen aufgegriffen und zu einer glanzvollen Entwicklung gebracht, ihre Funktion, ihre der Identität mit den sogenannten dendritischen Zellen hervorgehoben, ihre Charakterisierung erledigt, die Ultrastruktur beschrieben und natürlich auch ihre immunologische Funktion vor allen Dingen. Das war das Hauptgebiet, wo viele Leute auch mitgegangen und mitgeschwommen sind, z.B. einer unserer Liebsten und Teuersten, Herr Prof. Romani. Er hat mit ihm gemeinsam das Labor geführt, wo hauptsächlich dendritische Zellen – d.h. Langerhanszellen-Themen - bearbeitet wurden.

Wir haben auch ein Elektronenmikroskop bekommen, das zur Zeit von Prof. Wolff bei verschiedenen Firmen geschnorrt wurde¹. Dieses wurde auch weidlich ausgenützt bis die Zeit der Morphologie einem natürlichen Ende entgegengegangen ist. Es war viele Jahre in Betrieb, die Betreuer waren hauptsächlich Prof. Schuler und Prof. Romani. Damals sind etliche interessante Arbeiten veröffentlicht worden, aber es hat nie die Rolle gespielt, die man sich seinerzeit erwartet hat. Wir haben damals nicht wirklich erkannt, dass die Zeiten der Morphologie mit dem Elektronenmikroskop dem jähen Ende entgegenging.

¹ Anmerkung Prof. Matthias Schmuth: Prof. Wolff berichtete außerdem von einer Bundesfinanzierung seitens des damaligen Vizekanzlers Androsch und der Wissenschaftsministerin Firnberg.

Dann wurden natürlich auch die Labors der Histochemie erweitert und vergrößert sowie ihre Funktion ergänzt und ausgeweitet. Zu erwähnen ist auch die PUVA-Station, die Photodermatologie, die von Prof. Wolff vor vielen, vielen Jahren hier etabliert wurde. Herr Prof. Aberer machte die ganz wesentliche, fundamentale Beobachtung, dass die Langerhanszellen der Haut durch UV-Bestrahlung in ihrer Funktion beeinträchtigt werden, ja fast ausgelöscht werden. Sie erholen sich dann jedoch wieder, aber das ist eine sehr wichtige Angelegenheit, wo man auch geglaubt hat, dass das viel tiefer greifende therapeutische Konsequenzen haben wird. Das hat es eigentlich nicht wirklich gehabt aber es war doch eine der fundamentalen Beobachtungen.

Wir haben auch die Mykologie weiterbetrieben. Ich habe Gewebekulturen betrieben, z.B. mit den Keratinozyten, den Melanozyten. Ich selbst wurde dann natürlich auch sehr stark in der Klinik eingeteilt. Ich habe die Rolle des leitenden Oberarztes bekommen, wobei ich mich über Routinemangel nicht zu beklagen hatte. Prof. Hönigsmann sollte man nicht vergessen, der die Photodermatologie betrieben hat und alle möglichen Experimente gemacht hat. Dann habe ich ja noch gar nicht erwähnt, dass unsere wissenschaftliche Potenz durch die Rekrutierung von sehr prominenten Leuten sehr gewonnen hat. Durch z.B. Herrn Prof. Stingl, der eine ganz wesentliche Rolle in der Immunologie gespielt hat und der auch das immunologische Labor aufgebaut hat. Er hat Techniken eingeführt, so ähnlich wie auch Prof. Schuler, die heute eigentlich allgemein gut etabliert sind in guten wissenschaftlich tätigen dermatologischen Kliniken. HIV ist etwas später gekommen. Prof. Zangerle hat die unglaubliche Aufgabe selbst angestrebt und dann auch übernommen, zunächst nur eine AIDS-Ambulanz, des weiteren eine AIDS-Station und letztlich eine richtige AIDS-Abteilung zu schaffen, obwohl sie universitär strukturell nicht so deklariert war. Er hat ungeheuer viel klinisch daran gearbeitet. Aber auch sehr viel an Zusammenhängen mit verschiedenen Organstrukturen der Haut und anderen Organen zusammen mit Prof. Romani aufgeklärt.

Wie war die Stellung der Hautklinik in der Fakultät im größeren universitären Umfeld?

Peter Fritsch: Eine starke, würde ich sagen. Ich war ja neben meiner dermatologischen Tätigkeit der längst dienende Dekan, den es je gegeben hat: 3 Funktionsperioden war ich Dekan. Nicht aus Ehrgeiz oder aus sonst irgendwelchen niederen Instinkten heraus. Es hat sich damals echt ergeben. Jeder Mensch behauptet, dass sich immer alles ergibt, wenn man dazu beiträgt. Aber es waren damals auch diese Umstellungen im Universitätsorganisationsgesetz (UOG), die z.B. die Funktionsträger an den Fakultäten verpflichtet haben ihre Rolle weiterzuspielen bis endgültige neue Strukturen gefunden wurden. Und das hat gedauert, ich war wie gesagt 6 oder 7 Jahre Dekan und habe aus diesem Grund eigentlich mit allen Dingen und mit allen Leuten zu tun gehabt. Begonnen hat die starke Rolle der Dermatologie schon unter meinem Vorgänger Prof. Wolff, der wegen seiner geistigen und sonstigen Kapazitäten eine sehr bewunderte Person war, auch unter den Nichtdermatologen hier. Das hat sehr kontrastiert zu dem, was früher war und zu dem wie es oft in anderen Städten ist, wo die Dermatologie mit einem gewissen mitleidigen Lächeln und Freundlichkeit behandelt wird, wo man aber nicht die Kraft erkennen möchte, die drinnen steckt und die Bedeutung dieses gedanklichen Trainings, das in der Dermatologie eines der wesentlichen Facetten ist, nicht erkennen und honorieren möchte. [...]

Also mit einem Wort, die Rolle der Dermatologie als Fach innerhalb des Spektrums der akademischen Fächer, die war früher eigentlich immer ein bisschen bescheidene sowie andere Fächer, die nicht so ans Eingemachte gehen. Das hat sich eigentlich sehr geändert und ich meine, dass auch in der heutigen Zeit das noch so ist [...] Das hat natürlich auch für uns Dermatologen große Vorteile, nämlich den in erster Linie, dass wir in ständigem Kontakt und auch Kooperation mit den Leuten sind, die mit großem Eifer vorwärtsgehen und wir sie sozusagen führen und dass wir auch nie Probleme gehabt haben, hochbegabte Studentinnen und Studenten anzuheuern und an die Klinik heranzuziehen. Das sind schon sehr große Vorteile.

Gibt es besonders schöne Erinnerungen?

Peter Fritsch: Es war eigentlich alles schön. Es war die schönste Zeit meines Lebens, wie ich Ordinarius geworden bin, wie ich hergekommen bin - überhaupt. Es war sehr schön und ich kann nichts Negatives sagen. Die Leute waren willig, tatkräftig, intelligent und auch persönlich, privat zum weit überwiegendem Teil angenehme Naturen. Es hat keine Streitereien, keine Eifersüchteleien gegeben, Eifersüchteleien vielleicht ein bisschen aber nicht so sehr. Es war okay.

Wie war die Erfahrung als Wiener damals nach Tirol zu kommen?

Peter Fritsch: Die Leute sind die spezielle Ausformung des Wiener Humors nicht gewohnt. Es gab vom Prof. Hintner diesen Ausspruch: Es gibt keine Witze, es wird alles ernst genommen! Ich glaube, dass die Tiroler nicht automatisch für die Humorigkeit des Wieners, seinen Sarkasmus etc. Verständnis und Wertschätzung empfinden. Aber in Wirklichkeit haben wir uns sehr gut verstanden. Ich habe sie gemocht, die Tiroler. Das haben sie auch gespürt. Und ich bin mir auch keines Attentats auf mich bewusst. Es war eine angenehme Zeit.

Gibt es schlechte Erinnerungen?

Peter Fritsch: Nein, es waren nur gute.

War die Medizin zu jener Zeit anders, als Sie nach Innsbruck gekommen sind und wie hat sie sich geändert?

Peter Fritsch: Sie hat sich natürlich gewaltig geändert, nicht dem Inhalt nach, der ist ja unverrückbar. Das, was die Innsbrucker Medizin auszeichnet, und das geht auch schon weit zurück, ist, dass hier immer schon das Praktische oder auch die chirurgischen Fächer im Vordergrund gestanden sind. Aber gleichzeitig auch eine Förderung der Theorie, ich habe mir die Mühe gemacht das auch mit Zahlen zu untermauern. Die Behauptung, dass hier die Innsbrucker Klinik nur wie ein besseres Gemeindespital von den Leuten betrieben wurde, stimmt nicht. Sie haben sehr wohl Sinne für Wissenschaft gehabt, wenn sie es auch selber nicht so betrieben haben. Die Verbindung von Theorie und Praxis ist in Innsbruck eine besonders starke und gewollte und geförderte. Das war damals so und ist heute noch viel mehr, nehme ich an. Die wissenschaftlichen Leistungen, die in den theoretischen Instituten erbracht werden, die sind oft schon sehr löblich und erstaunlich, das muss man schon sagen - auch in den Kliniken. Wobei das alles immer ein bisschen ein Selbstlob ist, weil die Dermatologie hat bei den ganzen Rankings mit dem wissenschaftlichen Output etc. immer im obersten Achtel oder Viertel gelegen, wo sie auch heute noch liegt.

Welche Rolle spielen Auslandsaufenthalte?

Peter Fritsch: Eine ganz eine Wesentliche, da hat sich sehr viel getan. Es war vielleicht weniger entwickelt als wir nach Innsbruck gekommen sind. Aber mittlerweile fahren schon sehr viele Leute ins Ausland, vor allem die Jungen. Das ist auch extrem gut, ich weiß das von meinen eigenen Aufenthalten her. Als ich zurückgekommen bin, war ich eigentlich ein anderer Mensch als vor meinem Auslandsaufenthalt, im Sinne eines besseren Funktionierens und eines besseren Einblicks. Grundsätzlich ist es ganz wichtig, auch hier bei uns in Innsbruck.

Was ist im Rückblick das Wirksamste, was man als akademischer Lehrer tun kann, worauf man sich konzentrieren sollte, und was ließe sich im Rückblick weglassen?

Peter Fritsch: Weglassen kann man nicht viel meiner Meinung nach. Das Wichtigste ist in meinen Augen immer dasselbe, schon seit den Zeiten des Hippokrates: das persönliche Beispiel, das Zeigen. Ich kann mich erinnern, dass ich mit einem der Schüler hier viele Monate hindurch jeden Samstag, sofern ich Zeit hatte, Dias angeschaut habe und ihm all das, was mir dazu eingefallen war, ihm aus allen Levels der Tiefe heraus erklärt habe. Ich glaube, dass das etwas sehr Wichtiges ist, natürlich auch für

diejenigen, die viel operieren, die sollen den Jüngeren zeigen, wie das geht, was es für Kniffs und Tricks gibt, wonach man streben muss, was man vermeiden soll, und wie man sich dem Patienten gegenüber verhält. Wie man die Untersuchung eines Patienten beginnt, anlegt und wie man die Schlüsse daraus zieht. Das ist alles, was wichtig ist. Natürlich muss man auch selber lesen und was lernen. Es wird einem nicht alles immer serviert, sondern man muss sich selber so manches aneignen. Das persönliche Beispiel zieht sich auch durch die Geschichte, es war auch die Lehrmethode zu Zeiten des Hippokrates, es war auch so zu Zeiten der ersten Wiener dermatologischen Schule. Das waren damals alles sehr gute Lehrer, die die Lehre der Dermatologie nicht nur durch Zeichnungen an der Tafel, sondern auch durch Erklären von Patienten durchgeführt haben. Es war sehr aufregend, lehrreich und wenn man ein bisschen aufpasst, hat man sehr viel davon.

Von allen hier an der Klinik aber auch im ganzen deutschsprachigen Raum wird das „Fritsch Lehrbuch“ sehr geschätzt. Waren die Anfänge hier in Innsbruck oder schon davor in Wien?

Peter Fritsch: Die Anfänge waren hier in Innsbruck. Damals hat es noch die mündlichen Prüfungen gegeben, die ja abgeschafft wurden, zum Teil, leider, muss ich sagen, weil es hatte auch sehr viele Vorteile. Ich war ein strenger Prüfer, wahrscheinlich, weil ich nicht verstehen konnte, dass andere Leute die Dermatologie nicht so anspricht wie mich oder uns. Jedenfalls habe ich Kenntnisse verlangt, bei denen die Studenten immer wieder gefragt haben: „Wo sollen wir das denn herhaben? Das steht in keinem Lehrbuch drin.“ Und das muss man verstehen. Dann habe ich mir gedacht: „Na gut, dann werde ich ein Skriptum schreiben.“ Dann habe ich mich hingesezt. Es war eine sehr schöne Zeit. Es ist mir auch sehr leicht gefallen, damals war ich noch etwas jünger. Ich habe mich jeden Abend, wenn ich nach Hause gekommen bin zum Diktaphon gesetzt und habe meine Kapitelchen herunterdiktiert, was dann fast unverändert in den ganzen Metamorphosen dieses Werkes drinnen steckengeblieben ist. Das hat eine unglaubliche Sekretärin geschrieben, sie war ein bisschen resch, aber freundlichen Gemütes. Die konnte das so schnell und fehlerlos schreiben, wie ich es vorher und nachher nie wieder gesehen habe. Das war ein Naturtalent. Das, was ich da diktieren habe, abends zu Hause, hat sie innerhalb von einer oder zwei Stunden etwa geschrieben. Das habe ich dann mitbekommen und korrigiert und am nächsten Tag war das Kapitel beendet. Innerhalb von kurzer Zeit hatte ich ein komplettes 6-bändiges Skriptum erstellt. Das war die Grundlage des Buches. Ich hätte nie daran gedacht, ein Buch zu schreiben, sondern ich wollte eben den berechtigten Unmut der Innsbrucker Studenten aus der Welt schaffen, nämlich, in dem ich gezeigt habe, das mir auch was daran liegt. Dann ist durch Zufall eine Vertreterin eines Buchhandels, eines Verlags gekommen und hat das Skriptum gesehen und wollte unbedingt für ihren Verlag ein Buch daraus machen. Sie wollte es natürlich für ihren Verlag haben. Ich bin dann aber den Leuten des Springerverlages über den Weg gelaufen und die haben das auch wollen. Da ich den Springerverlag sehr gut kenne, habe ich es diesem Verlag versprochen. Man kann leider nicht zu zwei Verlagen gleichzeitig ja sagen. Daraufhin war diese arme Dame, die sehr nett war, furchtbar und auf ewige Zeiten auf mich böse. Das Buch hat der Springerverlag herausgegeben. Das ist in kurzen Worten die Geschichte des Buches.

Viele die hier arbeiten oder gearbeitet haben fühlen sich besonders verbunden mit dem Haus und der Gemeinschaft der Hautklinik. Wie kommt das und was steckt dahinter?

Peter Fritsch: Zuerst einmal ist das Haus wunderschön, es sieht aus wie ein Tiroler Verschnitt des Palazzo Pitti. Dann die herrliche Labor- und Wiesenanlage. Das ist der eine Punkt. Und warum sie so gerne da waren? Es war hier eine besondere wenn auch strenge aber sehr gute, freundliche Atmosphäre, an der ich vermutlich nicht ganz unschuldig bin. Meine erste Tat, die ich gesetzt habe, war, dass ich gesagt habe, wir müssen einen regelmäßigen Stammtisch einführen. Das war ein großer Erfolg. Die Burschen haben das zwar zu Beginn ein bisschen missverstanden, weil sie gemeint haben, dass sie zu einem regelmäßigen Abendessen eingeladen werden. Das Essen mussten sie selbst bezahlen, aber die Getränke wurden zur Gänze von der Klinik bezahlt. Das war eigentlich der Beginn,

dass hier alle Leute per du sind. Das sind zwei wichtige Voraussetzungen, weil es waren ja keine großen trennenden Wände zwischen den Individuen. Und dann vor allen Dingen die gemeinsamen Veranstaltungen, wie die Diaklinik und die Hörsaalvisite. Wir sind da gesessen in unserem schönen Hörsaal und haben miteinander geredet unter der kundigen Leitung der dazu berufenen Personen. Da habe ich das Gefühl gehabt, man lebt und die Leute haben sich getraut - da sind die Wiener nicht anders als die Tiroler. Die haben nie im Leben in der Schule gelernt in der Öffentlichkeit zu reden. Wenn man vergleicht mit den jungen Engländern, jungen Amerikanern, die Deutschen weniger: [...] die haben alle gelernt, wenn man in Gesellschaft ist, aufzustehen und das Wort an die Allgemeinheit zu richten. [...] Die haben das gelernt und die können das. Hingegen bei uns sind es Mulis, die das nicht können, die das nicht gelernt haben, nicht weil sie zu blöd sind, sondern weil das auch nicht gelehrt wurde an der Schule. Die Einführung der Hörsaalvisiten war ein Nachholen dieses Versäumnisses in einem Alter, wo das schon längst alles da sein sollte. [...] Manche sind vor Scham fast gestorben, als sie sich in den Hörsaal gestellt haben und uns den Inhalt von irgendeiner Arbeit nahegebracht haben oder auch nur die Beschreibung eines Patienten vorgetragen haben. Aber das haben sie im Lauf der Zeit verloren und diese Angst nicht mehr gespürt und haben plötzlich vor Publikum reden können [...]

Gibt es noch eine Anekdote?

Peter Fritsch: Mein Bruder, der ein sehr ernsthafter Mensch war [...], hat die Idee gehabt, er will Croupier werden. Das hat er aber nicht in die Tat umgesetzt – wäre auch Blödsinn gewesen, er war einer der schnellsten Jus-Studenten. Da habe ich mir gedacht:“ Wäre das was für mich? Du hast diese Möglichkeit ausgeschlagen. Kannst du nicht vielleicht schauen, dass man deinen Bruder nimmt?“ Dann hat er gesagt:“ Nichts leichter als das.“ [...] Und dann bin ich mich vorstellen gegangen. Dann haben sie mich angestellt für die Sommersaison in Velden und dann auch noch in Salzburg. Einen Monat in Velden und einen Monat in Salzburg habe ich Croupier gespielt. Zuerst war ich in einem Croupier-Kurs, weil das kann nicht jeder machen. Das ist ja wirklich nicht leicht. Ich war auch kein sehr guter Croupier, muss ich dazusagen. Mich hat es fasziniert, dass man so viele Typen gesehen hat, die man im normalen Leben nie zu Gesicht bekommt. Lauter so deviante Leute. Dann war ich halt dort und habe so einiges erlebt. Nicht alles sehr angenehme Dinge. Ja warum erzähle ich das eigentlich? Ah ja! Und da war dieser Herr Schlesinger, der war in Salzburg. Er und ein anderer, dessen Name mir leider entfallen ist, die waren wirkliche Artisten in diesem Geschäft. Das Rateau, wissen Sie ja, was das ist? Das ist der Stecken mit dem Hölzl vorne, mit dem man die Jetons am Tisch hin und her schieben kann. Das ist ja wie ein Degen, mit dem man fechten kann. In der Hand eines Wissenden und Könnenden, der Schlesinger ist dort gesessen und hat die unglaublichsten Dinge... Haben Sie schon einmal versucht so einen Jeton in 2 Metern Entfernung hinzuschießen und dann mit dem Rateau aufzufangen und mit einer Handbewegung auf die richtige Nummer zu bringen? Das kann nicht ein jeder. Auch wenn er 1000 Jahre studiert. Aber der Schlesinger hat das gemacht wie nix, das war unglaublich.

Oliver Schlesinger: Ich bin mir nicht sicher, ob ich mit diesem Schlesinger verwandt bin, da muss ich nachschauen.